

AMANDA JENNINGS

ICH
WILL DEIN
LEBEN

ROMAN



lÜbbe

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Zitat
Prolog
EINS
ZWEI
DREI
VIER
FÜNF
SECHS
SIEBEN
ACHT
NEUN
ZEHN
ELF
ZWÖLF
DREIZEHN
VIERZEHN
FÜNFZEHN
SECHZEHN
SIEBZEHN
ACHTZEHN
NEUNZEHN
ZWANZIG
EINUNDZWANZIG
ZWEIUNDZWANZIG
DREIUNDZWANZIG

VIERUNDZWANZIG
FÜNFUNDZWANZIG
SECHSUNDZWANZIG
SIEBENUNDZWANZIG
ACHTUNDZWANZIG
NEUNUNDZWANZIG
DREISSIG
EINUNDDREISSIG
ZWEIUNDDREISSIG
DREIUNDDREISSIG
VIERUNDDREISSIG
FÜNFUNDDREISSIG
SECHSUNDDREISSIG
SIEBENUNDDREISSIG
ACHTUNDDREISSIG
NEUNUNDDREISSIG
VIERZIG
EINUNDVIERZIG
ZWEIUNDVIERZIG
DREIUNDVIERZIG
VIERUNDVIERZIG
FÜNFUNDVIERZIG
SECHSUNDVIERZIG
SIEBENUNDVIERZIG
ACHTUNDVIERZIG
NEUNUNDVIERZIG
FÜNFZIG
EINUNDFÜNFZIG
ZWEIUNDFÜNFZIG
DREIUNDFÜNFZIG
VIERUNDFÜNFZIG
FÜNFUNDFÜNFZIG
Epilog
Danksagung

Über dieses Buch

Cornwall im Sommer 1986. Fasziniert beobachtet die sechzehnjährige Tamsyn ihre neuen Nachbarn: den attraktiven Mr. Davenport, seine wunderschöne Ehefrau und ihre schillernde Tochter Evie, die etwa in Tamsyns Alter ist. Als sich die ungleichen Mädchen schließlich kennenlernen, hat dies ungeahnte Folgen. **Denn hinter dem scheinbar perfekten Familienidyll der Davenports verbergen sich dunkle Abgründe,** und Tamsyns neidvoller Blick auf ihre Nachbarn wird immer mehr zur unheilvollen Obsession ...

Über die Autorin

Amanda Jennings hat Kunstgeschichte an der Cambridge University unterrichtet und war beim BBC in der Produktion tätig. Sie hat bereits mehrere psychologische Spannungsromane geschrieben, von denen mehrere international veröffentlicht wurden und in den Kindle-Top-5 standen. *Euer dunkelstes Geheimnis* ist ihr neuester Roman und spielt in Cornwall, wo Jennings viel Zeit während ihrer Kindheit verbrachte. Heute lebt sie in Henley mit ihrem Mann und ihren drei Töchtern.

AMANDA JENNINGS

ICH
WILL DEIN
LEBEN

ROMAN

Aus dem Englischen
von Christina Neuhaus

lübbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2018 by Amanda Jennings
Titel der englischen Originalausgabe: »The Cliff House«
Originalverlag: HQ, an imprint of HarperCollins *Publishers* Ltd, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde
Unter Verwendung von Motiven von © Yolande de Kort / Trevillion Images, ©
Maurizio Blasetti / Trevillion Images und © ShotPrime Studio / shutterstock
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-8632-5

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Wenn man Glück hat, kann eine einzige Fantasie
eine Million Realitäten verwandeln.

Maya Angelou

Prolog

Du setzt dich hin und nimmst sie von deinem gewohnten Platz aus ins Visier.

Ich beobachte.

Mit meinem kleinen Fernglas.

Dort, wo du dich niedergelassen hast, ist das Gras flach gedrückt. Und da, wo du mit deinen Füßen gelegentlich vor und zurück scharrst, um die Zeit totzuschlagen, ist schon die nackte Erde zu sehen. Die lila Folie eines Schokoriegels, den du vor einer Woche hier gegessen hast, schimmert neben dir in dem sandfarbenen Gestrüpp. Traurig kreischende Möwen ziehen über dir ihre Kreise, hoch über den sich brechenden Wellen und der salzigen Gischt, kaum mehr als kleine Punkte am Himmel.

Wie ein Kalksteinmonolith erhebt sich das Haus auf der windgepeitschten Klippe. Manchmal stellst du dir vor, dass jemand, vielleicht Gott, es aus einem einzigen riesigen Marmorblock herausgehauen hat, glatt und weiß mit klaren Linien und schnurgeraden Kanten und riesigen Glasscheiben, auf denen sich Meer und Himmel wie auf einer Kinoleinwand widerspiegeln. Stolz und trotzig steht es da, ein Fremdkörper an dieser Küste, die geprägt ist von verwitterten Cottages, eingefallenen Minenschächten und aus trockenem Seegras und alter Angelschnur gebauten Bodennestern. Sein Herzschlag ist regelmäßig. Er wummert in deinen Ohren. Macht dich fast taub, während du verfolgst, wie sie wie Geister von einem Raum in den anderen schweben, um schließlich auf der Terrasse zu erscheinen, wo die ausgelassene Küstenbrise an Kleidern und Haaren zerrt.

Er setzt sich an den schmiedeeisernen Tisch. Du hältst den Atem an, während er seinen Drink in einem Glas mit Facettenschliff, in dem sich das Licht bricht, hin und her schwenkt. Es ist, als könntest du das Klirren der Eiswürfel hören, auch wenn dir klar ist, dass das unmöglich ist. Die Fantasie spielt dir einen Streich, denn du bist viel zu weit entfernt, um überhaupt etwas zu hören.

Obwohl du dir natürlich wünschst, es wäre anders.

Sie rückt ihre Sonnenbrille zurecht und hält das Gesicht in die Sonne, schließt die Augen wie eine Katze, die die Wärme genießt. Du siehst, wie sie auf der Gartenliege ein Stückchen herunterrutscht, dann ein Bein ausstreckt, bis ihr Fuß den Rand des schwarz gefliesten Swimmingpools berührt. Ihre Haut ist gebräunt und samtig und erinnert an Karamell. Kurz stellst du dir vor, wie du sie mit der Zungenspitze berührst, um die sahnige Süße zu schmecken. Du erschauerst, als sie ihren Zeh ins Wasser taucht. Zarte Wellen breiten sich auf der tintendunklen Oberfläche aus, die farblich perfekt mit den altersgeschwärzten Felsen an der Küste Cornwalls harmoniert.

Du scannst das Haus. Das Fernglas drückt hart in dein Gesicht. Du schwenkst hinauf zu den Fenstern im Obergeschoss. Hinauf zum Schieferdach, das hier und da mit gelblichen Flechten gesprenkelt ist. Hinunter zu den riesigen Gunnerablättern, die den in lebhaften Farben erstrahlenden Garten teilweise überschatten. Eine Oase an dieser rauen, salzzerfressenen Steilküste.

Ich beobachte.

Du wendest dich wieder dem Mann zu. Dein Blick folgt dem Schwung seiner Schulter. Du studierst die Neigung seines Kopfes. Wie er das Glas mit seinen Fingern zu lieblosen scheint, während er sich ganz auf die Lektüre seiner Zeitung konzentriert. Er hat die Beine übereinandergeschlagen. Ein Fuß ruht auf dem Knie. Blaue

Lederschuhe – die du so sehr magst – schmiegen sich um seine Füße wie Cinderellas Pantoffeln.

Etwas, das mit P beginnt.

Die Frau bewegt sich, was deine Aufmerksamkeit erregt. Verlagert ihr Gewicht, als sie ihren Körper streckt und den Rücken durchbiegt. Sie legt einen Arm über ihren Kopf, sacht streicheln ihre Finger etwas Unsichtbares. Unter dir donnern die Wellen gegen die Felsen, und ein salziger Geruch hängt in der warmen trockenen Luft. Zwei junge Klippenmöwen, durch deren Flaum sich die ersten richtigen Federn schieben, schubsen sich in sicherer Entfernung lautstark herum. Du schaust ihnen noch eine Weile zu, dann widmest du deine Aufmerksamkeit wieder der Terrasse.

Ihr und ihm.

Dem Haus mit den weißen Mauern.

»Mit meinem kleinen Fernglas beobachte ich etwas, das mit P beginnt«, flüsterst du.

Der Mann hebt sein Glas und nimmt einen Schluck. Die Frau fährt sich mit der Hand durch das honigblonde Haar.

Perfektion.

»Ich beobachte Perfektion.«

EINS

Heute

Ich lehne an der Arbeitsplatte und betrachte sie. Ihre Hand liegt locker auf dem Tisch. Sie sieht mich an, reglos, teilnahmslos. Würde ich sie nicht so gut kennen, wäre das zermürbend.

Es ist kühl im Haus, und ich reibe meine Arme, um mich ein wenig zu wärmen. Es freut mich zu sehen, dass sie gut ausschaut mit ihrem glänzenden Haar, der makellosen Haut und den leuchtenden Augen. Keine von uns sagt ein Wort. Die Stille ist nicht unbehaglich, aber ich weiß, dass sie nicht lange anhalten wird. Sie ist ja aus einem ganz bestimmten Grund gekommen.

Wie immer.

Unfähig, noch länger zu schweigen, sage ich: »Also dann, heraus damit.«

Sie hebt eine Augenbraue. »Ich habe mich gerade erinnert.« Ihre Stimme überrascht mich immer wieder aufs Neue, weich und melodisch klingt sie, fast singend.

»An den Sommer damals?«

»Ja.« Ihr Gesicht ist wie ein Mühlteich, der Ausdruck friedvoll und ruhig. Natürlich trügt der Schein. Unter der Oberfläche treibt ein wirres Knäuel aus Fragen und Gefühlen. »Aber meine Erinnerungen sind verschwommen, fast so wie ein verblassender Traum.«

Ich wende mich von ihr ab. Schaue aus dem Fenster. Ein Riss verläuft schräg übers Glas. In den Ecken hängen verstaubte Spinnweben. Der Lack am Rahmen blättert ab, und an den Kanten sind Rostflecken zu sehen. Zu gern würde ich es öffnen. Ein schwerer Schimmelgeruch hängt

in der Küche, der mich fast würgen lässt, und ich bin keinesfalls sicher, dass ein geöffnetes Fenster viel daran ändern würde. Also lasse ich es geschlossen.

Der Himmel draußen hat eine Farbe wie ein alter Bluterguss. Tief und schwer hängt er über der Landschaft und kündigt ein Gewitter an. Schon klatschen die ersten Regentropfen gegen das Fenster, laufen in unregelmäßigen Bahnen an der Scheibe herunter und vereinigen sich zu immer breiteren Bächen. Ich schließe die Augen und höre das entfernte Echo von Edies Lachen. Mich an sie zu erinnern bringt den Geruch von Seegrass zurück, das dort vor sich hin trocknet, wo die Springflut es zurückgelassen hat, den Salzgeruch des Tangs, der mit der Sommerbrise herangetragen wird, und das Gefühl der sonnenwarmen Terrasse unter meinen Füßen. Meine eigenen Erinnerungen sind kristallklar. Jede Einzelne von ihnen so scharf und lückenlos, als wäre alles erst von wenigen Stunden geschehen.

Edie und ich, wir sind uns am ersten Ferientag des Jahres 1986 begegnet. Bis zu jenem Moment kannte ich weder ihren Namen, noch wusste ich, wie sie aussah. Ja, ich wusste nicht einmal, dass sie existierte.

Aber ich wusste, wo sie wohnte.

Denn ich kannte das Haus auf der Klippe.

ZWEI

Tamsyn – Juli 1986

Als ich wach wurde, sprang ich sofort aus dem Bett. Es war der erste Tag der Ferien, und ich konnte es kaum erwarten, von hier zu verschwinden.

Ruhig lag das Haus da, die Stille, die mich umgab, war dick wie Erbsensuppe. Mum war schon bei der Arbeit, und mein Bruder befand sich in seinem Zimmer, hinter fest verschlossenen Türen. Ich wusste, er schlief noch, dazu musste ich nicht mal nachsehen. Schlafen war so ziemlich alles, was er tat, seit die Zinnmine geschlossen worden war. Auch Grandpa war auf seinem Zimmer. Obwohl es eigentlich nicht sein Zimmer war, sondern das von Mum und Dad. Aber nachdem mein Großvater bei uns eingezogen war, hatte Mum sich ein Klappbett ins Wohnzimmer gestellt. Sie wollte, dass er es gemütlich bei uns hatte. Wegen seiner Lungenkrankheit, erklärte sie. Ich weiß noch, wie der Mann von der Halde kam, um das Bett meiner Eltern abzuholen. Jago hatte es auf die Straße geschleppt, dann sahen wir drei zu, wie der Mann und sein Kumpel es auf den Laster wuchteten. Im Austausch gegen ein Sixpack Bier. Auch wenn Mum das Ganze nicht kommentierte, war ihr doch anzusehen, dass sie traurig darüber war. Aber, wie sie sagte, Grandpa brauchte den Platz, und ein Sessel nützte ihm mehr als ein Doppelbett.

Seine Tür stand einen Spalt weit offen, und da saß er in seinem Sessel, nachdenklich über ein Puzzle gebeugt, dessen Teile auf dem kleinen Tisch vor ihm verstreut waren. Ich beobachtete ihn ein paar Minuten, bereit zu

lächeln, falls er mich bemerkte, aber er rührte sich kein bisschen, starrte nur unverwandt auf den Tisch.

Ich wandte mich ab und ging hinüber zu dem Wäscheschrank auf dem Treppenabsatz. Den benutzte Mum nun für ihre Sachen. Die früher darin aufbewahrten Laken und Handtücher hatte sie in einem Karton verstaut, der nun in einer Ecke von Grandpas Zimmer stand. Dann hatte sie die unteren Regalbretter herausgenommen und eine Kleiderstange in den Schrank eingebaut. Die bestand aus einer langen Kiefernstange aus dem Baumarkt, die sie mit unserer rostigen Säge auf die richtige Länge gebracht hatte. Damals dachte ich, dass sie das wirklich gut hingekriegt hat, wo sie doch nicht Dad ist.

Ich öffnete den Schrank und starrte auf die Kleider und die Schuhe, die sorgsam darunter aufgereiht standen. Auf dem obersten Brett lagen einige Schachteln, in denen Mum Gürtel und Ohrringe, ihre Wintermütze und einen Schal aufbewahrte. Ich fuhr mit den Fingern über die Kleider auf den Bügeln, genoss es, die unterschiedlichen Stoffe zu fühlen, während ich nach etwas Hübschem Ausschau hielt. Etwas Passendem.

Mein Blick blieb an ihrem Regenbogenkleid hängen, und ich lächelte. »Perfekt.«

Ein Schauer der Erregung erfasste mich, als ich das gute Stück mit ins Badezimmer nahm und hinter mir die Tür schloss. Ich ließ meinen Morgenmantel zu Boden fallen und schlüpfte in das Kleid. Zog es an den Hüften und der Taille glatt. Spürte, wie der Kreppstoff dabei rau über meine Haut strich. Mum bewahrte ihre Kosmetika in einer geblühten Kulturtasche auf. Diese stand auf einem metallenen Rollwagen unter dem Waschbecken gleich neben der Duschhaube, der Kordelseife, die niemand benutzte, und einer Flasche Oil of Olaz, die Jago und ich ihr zum letzten Geburtstag geschenkt hatten. In der Tasche fanden sich ein Döschen Kompaktpuder, den sie nie auflegte, eine eingetrocknete Mascara und ihr Lippenstift.

Den nahm ich heraus und hob den Verschluss ab. Dann drehte ich das scharlachrote Innere aus der Hülse, hielt den Lippenstift an meine Nase und atmete tief ein. Der Geruch weckte Erinnerungen an eine Zeit, als ich noch jünger war und meine Eltern sich fein gemacht hatten, um vielleicht – wenn es eine besondere Gelegenheit war – zu dem Italiener in Porthleven zu fahren, den sie so sehr liebten. Ich stellte mir vor, wie Mum sich für Dad leicht im Kreis drehte, sah ihn mit leuchtenden Augen lächeln und ihr einen Kuss auf die Wange drücken. Sie war schmerzhaft, die Erinnerung an damals. Damals, als sich unser Haus noch wie ein Zuhause angefühlt hatte.

Zuhause.

Nicht mehr als eine Erinnerung. Undeutlich und verblassend. Ich betrachtete mich im Spiegel über dem Waschtisch und suchte nach dem zehnjährigen Mädchen, das an diesem einst glücklichen Ort gelebt hatte. Aber das war lange her. Ich holte tief Luft und strich mit der Fingerspitze über den blutroten Lippenstift, nahm etwas von der wachsartigen Substanz ab und verteilte einen Hauch davon auf meinen Lippen. Ich ließ den Lippenstift zurück in die Kosmetiktasche fallen und schloss den Reißverschluss. Dann bewegte ich mich hin und her, um das Regenbogenkleid zum Schwingen zu bringen, und stellte mir vor, wie mein Vater bei dem Anblick lächelte.

Ich ging nach unten und warf einen Blick ins Wohnzimmer. Ihr Bett hinter dem Sofa war ordentlich gemacht. Die gefaltete Zudecke und das Kissen lagen obenauf. Durch einen Spalt in den Vorhängen fiel ein Sonnenstrahl darauf. Ich ging weiter in die Küche. Auf dem Tisch standen zwei Tassen. Eine wies am Rand einen Hauch von Lippenstift auf, die andere nicht. Der Anblick machte mich wütend. Ich schnappte mir beide Tassen und ging zum Spülbecken. Dort öffnete ich den Wasserhahn, spritzte Spülmittel in jede Tasse und nahm den Schwamm zur Hand. Die ohne die Lippenstiftspuren bearbeitete ich am

heftigsten. Wie hatte er es bloß in diese Küche hineingeschafft? Ich schrubbte, wollte jede Spur von ihm auslöschen, dann trocknete ich die Tassen ab und stellte sie zurück in den Schrank. Gleich darauf verteilte ich Bleichmittel auf dem Tisch und scheuerte sorgfältig jeden Zentimeter der Platte, jede Kante und jede Ecke.

Der stechende Geruch des Bleichmittels hing in der Küche, doch meine Gedanken kreisten schon wieder darum, von hier zu verschwinden. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und angelte nach der verbeulten alten Keksdose auf dem Külschrank. Darin befand sich der hauseigene Krimskrams, wie Mum die Sammlung immer nannte: Sicherheitsnadeln, Bleistiftstummel, ein paar verrostete Schrauben und Nägel sowie eine Reihe von Schlüsseln. Die kribbelnde Aufregung breitete sich von meinem Arm bis in meine Magengrube aus. Ich nahm den Schlüssel mit dem grünen Anhänger, schob ihn in die Tasche des Regenbogenkleides, stellte die Dose wieder an ihren Platz und schnappte mir meine Tasche vom Haken im Flur.

Als ich die Haustür hinter mir zugezogen hatte, entspannte sich jeder Muskel meines Körpers. Ich ließ unsere Straße hinter mir und machte mich auf den Weg zur Landspitze. Ich lächelte, als mir der Wind spielerisch das Haar ins Gesicht wehte. An diesem Tag hatte das Meer exakt die gleiche Farbe wie Grandpas liebster Guernsey-Pullover, dazu war es mit Diamanten aus Sonnenlicht gesprenkelt. Hoch über mir zog eine Handvoll Seemöwen ihre ausgedehnten Runden, ihre entfernten Schreie klangen geradezu frohlockend. Ein fast perfekter Tag.

Wie immer musste ich an meinen Vater denken. Es war mir unmöglich, diesen Weg zu gehen, ohne mich nicht daran zu erinnern, wie er mich auf unseren Spaziergängen zum Cape Cornwall an der Hand gehalten hatte. Oder wie ich oft fast rennen musste, um den Anschluss nicht zu verlieren. Noch immer sehe ich das Buch vor mir, das er

stets in seiner Gesäßtasche bei sich trug. Das mit den vielen Eselsohren und dem Abdruck einer feuchten Teetasse auf dem Einband. Ich erinnere mich, wie er es hervorholte, sobald er einen Vogel erspähte, es rasch durchblätterte, bevor er mich zu sich heranzog.

Siehst du den da?

Er deutete auf den Vogel, und meine Wange berührte sein stoppeliges Gesicht. Der Vogel war mir egal, wichtig war nur das Gefühl, Dad nahe zu sein.

Ein Goldregenpfeifer.

Andächtig lauschte ich, während er mir alles zu dem Tier erzählte. Dass sein zoologischer Name aus dem Lateinischen – oder war es aus dem Griechischen? – stamme, weil sich die Regenpfeifer bei Wetterumschwung zusammenscharen. Nach seinem Tod ist auch der letzte Hauch von Interesse an Seevögeln mit ihm gegangen. Aber manchmal, wenn ich ihn am meisten vermisse, tue ich so, als hätte ich sie ebenso sehr geliebt wie er. Dann beobachte ich sie durch das Fernglas, wie sie auf den Felsvorsprüngen balancieren oder sich auf der Jagd nach Fischen kopfüber in die Fluten stürzen. Dann versuche ich, mich an ihre Namen zu erinnern, die Größe ihrer Population und die Farbe ihrer Eier.

Auf dem Parkplatz von Cape Cornwall standen nur vier Autos. Aber es war ja auch noch früh am Tag. Später würden hier die Wagen Stoßstange an Stoßstange stehen, alle mit einem National-Trust-Aufkleber an der Windschutzscheibe und wollenen Picknickdecken und Regenmänteln im Kofferraum. Ich bog auf den Küstenpfad ein und stieg hinauf zur Klippe, wo der Wind heftiger wehte und mir eine Gänsehaut bescherte. Ich schlang die Arme um meinen Körper und ärgerte mich, dass ich keinen Pulli mitgenommen hatte.

Durch die vielen Spaziergänger, die von Botallack zum Cape wanderten und dann in den seitlich mit Segeltuch geschützten und mit Sicherheitsleinen ausgerüsteten

Ausflugsbooten nach Sennen Cove weiterfahren, war der Fußweg ziemlich ausgetreten. Mein Körper vibrierte vor Erregung, als die saftigen Weiden zu meiner Linken in wildes Heideland übergingen. Das Violett des Heidekrauts, das Grün des Farns und das Gelb der stacheligen Ginsterbüsche lagen wie ein farbenfroher Teppich zu meinen Füßen. Als ich innehielt und die Augen schloss, konnte ich das Rascheln der Wühlmäuse hören. Sie versteckten sich wohl vor dem Sperber, der mithilfe der Thermik über uns seine Kreise zog.

Als der Fußweg eine scharfe Linkskurve machte, durchlief mich ein erwartungsvolles Prickeln. Noch vier Stufen bis zum steinernen Herzen. Ich zählte mit, die Augen starr auf den Weg vor mir gerichtet.

Eins. Zwei. Drei.

Vier.

Da war er, der Stein. Und er hatte tatsächlich die Form eines perfekt gearbeiteten Herzens. Grau und poliert lag er da, mitten in einem Bett aus Gras, das sich um ihn schmiegte wie das Meer um eine Insel. Ich stellte mich mit beiden Füßen darauf und hob langsam den Kopf.

Mir stockte der Atem.

Weiß schimmerte das Haus in der Sonne. Ein Leuchtturm auf den Klippen. Und wie immer traf mich seine Schönheit wie ein Schlag. Dann sah ich meinen Vater vor mir, wie er mit seinen langen Beinen den Weg entlangging, während er die Arme energisch im Rhythmus seiner Schritte schwang. Jetzt drehte er sich lächelnd zu mir um, winkte mich herbei.

Beeil dich!

Der Wind zerrte an seinem Haar und trieb ihm die Tränen in die Augen.

Ist das nicht wunderschön?

»Ja, das ist es, Dad.«

Als er sich wieder umwandte, um weiterzugehen, lächelte auch ich, dann verfiel ich in einen Trab, um mit

ihm Schritt zu halten.

DREI

Tamsyn – Juli 1986

Über den grasbedeckten Abhang stieg ich weiter hinauf bis zu dem mit Flechten überwucherten Felsenkliff. Ich holte das Fernglas meines Vaters aus der Tasche, hängte es mir mit dem Lederriemen um den Hals und liebte das kühle Metall mit dem Daumen.

Das war unser Platz gewesen. Hierher hatte er mich immer mitgenommen, um das Meer und die Vögel zu beobachten. Ein Klippenvorsprung mit aufragenden Felsen, die uns vor Wind und Wetter schützten, und einem Blick bis zum weit, weit entfernten Horizont. Zu unserer Linken lag Sennen Cove, zu unserer Rechten das Haus auf der Klippe.

Und es war auch der Ort, wo meine Erinnerungen an ihn am stärksten waren. Genau hier sah ich ihn deutlich vor mir, in den lebendigsten Farben und in allen Details. Die Schweißflecken, die an manchen Stellen sein T-Shirt dunkel färbten. Die vereinzelten Tropfen, die auf seiner Stirn glitzerten. Ich konnte ihn sagen hören, wir sollten das Beste aus diesem Sonnentag herausholen, da sich das gute Wetter bestimmt nicht halten würde. Weil ein Sturm heranzog. Und wie ich so dasaß und das Haus beobachtete, konnte ich ihn wieder ganz nah bei mir fühlen.

Ist das nicht wunderschön, Tam?

Er sprang auf die Füße, nahm meine Hand und zog mich mit sich zurück auf den Pfad und zu dem Eisenzaun, der den Garten umgab. Als er sich anschickte, das Törchen zu öffnen, wick ich zurück.

Dürfen wir das denn?

Keiner da.

Bist du sicher?

Ich hob das Fernglas an meine Augen und checkte Haus und Auffahrt. Keine Bewegung, kein Licht, keine geöffneten Fenster. Auch kein Wagen, der vor dem Haus parkte. Ich ließ mir Zeit, um sicherzugehen, dass wirklich niemand da war. Dann verstaute ich das Fernglas wieder in meiner Tasche und ging zurück zum Fußweg.

Der weiß lackierte Zaun war hier und da mit Rost bedeckt, der sich in hellbraunen Schlieren am Metall heruntergefressen hatte. Ich lief bis zu dem Tor und schob es nur so weit auf, dass ich mich hindurchquetschen konnte, ohne dass es in den Angeln quietschte. Der weiche Rasen leuchtete smaragdgrün und war von einem Gärtner, der immer mittwochnachmittags kam, zu einem typischen Streifenmuster gemäht worden. Und der nach seinem Eintreffen erst mal in die Büsche pinkelte, nicht ahnend, dass ich ihn dabei beobachtete. Die Rasenfläche reichte vom Tor bis zum Haus und war von prächtigen Blumenbeeten gesäumt, in denen Pflanzen in allen Farben wuchsen. Zwischen den Blüten schwirrten Insekten geschäftig hin und her. Einige der Gewächse hatte ich in Dads Buch *Der umfassende Führer durch die Flora und Fauna von Cornwall und Devon* nachgeschlagen und mir viele ihrer Namen eingeprägt. Keulenlilie, Grasnelke, rote und lilafarbene Mohnblumen, Neuseelandflachs, blühender Meerkohl und viele andere, an die ich mich nicht mehr erinnerte, wuchsen zwischen Bambusstauden und blauen Hortensiensträuchern. Es gab dekorative Farne, die eigentlich aus dem tropischen Regenwald stammten, Schmucklilien und Mammutblatt-Pflanzen mit riesigen Blättern, als wären sie geradewegs aus *Alice im Wunderland* hierher verpflanzt worden.

Als ich die Terrasse erreicht hatte, blieb ich stehen und schaute an dem Haus hinauf. Es schien mich zu umfassen wie eine wärmende Decke. Die Luft knisterte vor Elektrizität, und das Geschrei der Brachvögel drang an

meine Ohren, als ich das salzbefleckte Weiß der Mauern und die geisterhaft vorbeiziehenden Wolken in den großen Fenstern in mich aufnahm. Laut Dad war das Gebäude zwischen den Weltkriegen von jemandem, der ein riesiges Tabakpflanzer-Vermögen geerbt hatte, in einem Stil erbaut worden, den man Art déco nannte. Der Mann hatte es seinerzeit seiner amerikanischen Frau, die eine Schwäche für Cornwall hatte, zum Geschenk gemacht. Schwer zu glauben, dass hier in St Just mal eine richtige Amerikanerin gewohnt haben sollte. Ich stellte mir vor, wie sie über diese Terrasse geschlendert war und dabei Amerikanisch gesprochen hatte. Eine Frau in weißen Slacks und mit silbernem Zigarettenetui wie eine Diva, wie Lauren Bacall.

Den größten Teil der Terrasse nahm der prächtige Swimmingpool ein. Er war rechteckig mit einer halbkreisförmigen Treppe am einen Ende und mit tiefschwarzen Mosaikfliesen gekachelt. Ich ging zum Rand des Beckens und trat mir hinten auf die Turnschuhe. Sofort glaubte ich, die mahnende Stimme meiner Mutter zu hören.

Trampel sie nicht an der Ferse runter. Mach die Schnürsenkel auf. Wir haben kein Geld für neue.

Die Steinplatten unter meinen Füßen waren warm. Ich stellte meine Tasche neben den Schuhen ab und starrte in den Pool. Das Wasser war spiegelglatt, nicht die kleinste Unebenheit war zu erkennen. Wie die Fenster des Hauses reflektierte es den Himmel wie ein schwarzer Spiegel. Als ich mich bückte und einen Finger eintauchte, hörte ich das Echo seiner Stimme. Sah, wie er mich anlächelte. Sah das Glitzern in seinen Augen. Kleine Wellen breiteten sich aus, wo ich die Wasseroberfläche berührt hatte. Nur kurz veränderte sich das Licht auf dem gekräuselten Wasser.

Einer ihrer Schals lag auf der Sonnenliege, die mir am nächsten stand, und ich hob ihn auf. Weich umschmeichelte die Seide meine Finger. Ich hielt ihn an mein Gesicht und holte tief Luft. Er roch nach ihrem Parfüm, ein schwerer Duft, unter den sich ein Hauch von Kokosnuss mischte, der

von ihrem Sonnenöl stammte. Ich schlang mir den Schal um den Hals, so, wie ich es bei ihr hunderte Male gesehen hatte.

Immer wieder hatte ich das Haus der Davenports beobachtet, seit sie es vor zwei Jahren dem älteren Ehepaar abgekauft hatten, das nach Spanien gezogen war. Ich weiß nicht mehr genau, warum ich das erste Mal wieder zu dem Aussichtspunkt gegangen war, um es mir anzusehen. Bis zu jenem Tag hatte ich genau das immer vermieden, weil ich den Gedanken, hierher zurückzukehren, zu bitter fand. Zu viele Erinnerungen daran, was ich mit dem Tod meines Vaters verloren hatte. Aber irgendetwas hatte mich dann doch neugierig gemacht. Vielleicht lag es an den Gerüchten, die sich in St Just wie ein Lauffeuer verbreitet hatten. Ein berühmter Schriftsteller. Seine schöne, elegante Frau. Ein Londoner Paar, das seine exaltierte Lebensart nach West Penwith brachte. Vielleicht lag es aber auch daran, dass mir, wenn jemand das Haus erwähnte, auch lebhaft positive Erinnerungen kamen. Was auch immer der Grund für meinen ersten Besuch war – ich wusste vom ersten Moment an, dass es nicht der letzte sein würde. In der Sekunde, da ich das Haus aus der Ferne sah, hatte es mich in seinen Bann geschlagen. Die Verbindung war noch immer da. Und als ich dann damit anfang, sie – Mr und Mrs Davenport – zu beobachten, wurde die Verbindung noch enger. Ich wurde mehr und mehr in ihr Leben hineingesogen. Zu dem Haus zu gehen wurde zu einer berausenden Mischung aus Erinnerungen an meinen Vater und einer träumerischen Flucht aus der Wirklichkeit.

Inzwischen kannte ich die Routine der Davenports. Sie kamen nur an den Wochenenden. Meist reisten sie am Freitagnachmittag an und montagvormittags wieder ab. Sooft es ging, machte ich mich also freitags auf den Weg zum Aussichtspunkt, das Fernglas im Anschlag, und hoffte, schon bald das Röhren des Jaguars in der Auffahrt zu

hören. Manchmal kamen sie auch nicht. Aber das konnte ich nie im Voraus wissen. Auch wenn Mum jede Woche dort hinging – ob sie nun da waren oder nicht –, hielten die Davenports es nie für nötig, ihr mitzuteilen, an welchen Wochenenden sie nach Cornwall kommen würden. Wenn sie nicht auftauchten, fühlte ich mich dermaßen im Stich gelassen, dass es fast körperlich wehtat. Ich war dann wie leer vor Enttäuschung.

An einem dieser verlorenen Tage beschloss ich zum ersten Mal, mich mutig in ihren Garten zu schleichen, so, wie ich es früher mit Dad getan hatte.

Das Adrenalin pumpte durch meinen Körper, als ich über den Rasen auf das Haus zuing. Bis zur Terrasse schaffte ich es allerdings nicht. Ich verlor die Nerven, wirbelte herum und rannte durch das Tor zurück auf den sicheren Fußweg. Als ich anhielt und nach Luft schnappte, zitterte ich am ganzen Körper, und ein unkontrolliertes lautloses Lachen schüttelte mich. Dieser Nervenkitzel wurde zu so etwas wie einer Droge für mich. Während die anderen Kids in der Schule Klebstoff schnüffelten oder Snakebite and Black tranken, um sich ihre Kicks zu holen, ging ich hinauf zum Haus auf der Klippe. Entweder um die Davenports zu beobachten oder um heimlich das Grundstück zu erkunden, je nachdem, worauf ich gerade Lust hatte.

Auch an diesem Tag verharrte ich eine Weile vor dem Fenster und beschirmte mit den Händen meine Augen, um noch einmal zu überprüfen, dass das Haus wirklich leer war. Das Wohnzimmer war so tadellos aufgeräumt wie immer. Kein Magazin, kein Abdruck, kein schief hängender Bilderrahmen. Ich musste an meine Mutter denken, die hier putzte und wienerte und alles so perfekt wie möglich arrangierte, bevor die Londoner wieder eintrafen. Ich tastete in meiner Tasche nach dem Schlüssel mit dem grünen Anhänger und schob ihn ins Schloss. Es folgte ein lautes Klicken, dann hielt ich inne und lauschte. Das

einziges Geräusch war das Brummen des riesigen Kühlschranks in der Küche. Also trat ich ein und zog die Tür hinter mir zu.

Das Innere des Hauses sah aus, wie ich mir eine Kunstgalerie vorstellte. Eine kühle und stille Umgebung, großformatige Gemälde an den Wänden, hier und da ausgefallene Keramiken, in einer Ecke ein großer Klotz aus grauem Stein, der die angedeuteten Konturen eines Gesichts aufwies. Die Bilder waren riesige Leinwände ohne Rahmen oder Glas. Von dicken bunten Klecksen überzogene Flächen, die auf mich wirkten, als hätte jemand die Farbe aus einer Dose darauf ausgekippt, anstatt sie mit dem Pinsel aufzutragen. Alle Bilder waren mit dem Namen *Etienne* signiert, ein blauer schnörkeliger Schriftzug unten rechts. Um ehrlich zu sein, ich fand die Werke nicht so toll, aber was wusste ich schon? Ausgeschlossen, dass sich Leute wie die Davenports etwas an die Wände hängten, das nicht das Beste vom Besten war. Mir allerdings waren die Fotos lieber. Schwarz-weiße Makroaufnahmen von Körperteilen, die auf diese Weise aussahen wie Landschaften. Die Brust einer Frau wurde so zu einem Hügel, ein mit Wasser gefüllter Bauchnabel zu einem See in der Wüste.

Meine Schritte klangen gedämpft, als ich den Raum durchquerte. Die polierten Bodendielen glänzten wie mit Sirup überzogen. Durch die Tür des Wohnzimmers ging ich in die Küche, in deren Mitte die Arbeitsinsel stand. Darauf lag ein dekorativer Stapel mit Kochbüchern, deren Titel und Autoren ich mittlerweile auswendig kannte – Robert Carrier, Elizabeth David, *Der F-Plan*, *Die vollständige Scarsdale-Diät*. Daneben stand eine riesige Pfeffermühle, die genauso rot war wie der Hollywood-Lippenstift meiner Mutter. In gezierter Pose lehnte ich mich gegen die Arbeitsplatte, warf mein Haar zurück, raschelte mit meinem Kleid.

»Darling?«, durchbrach meine affektierte Stimme die Stille. »Ja, mein Liebes?« – »Ach, Darling, bring mir doch einen Martini, ja? Gerührt, bitte.« – »Natürlich, Liebes, sofort. Soll ich auch eins von diesen grünen Dingen reintun? Ich weiß doch, wie sehr du sie liebst.«

Ich gab ein trällerndes Lachen von mir, von dem ich annahm, dass es zu ihr passte.

»Ja, Darling, stimmt. Die liebe ich. Ach, ist es nicht heiß heute? So schrecklich heiß. Dem Herrn sei Dank für den Swimmingpool. Was würden wir bloß ohne ihn machen? Wir würden zu Tode gekocht, Darling. Absolut zu Tode gekocht.«

Er schmunzelte.

Mein Magen ballte sich zusammen, als er meine Hand nahm, sie dann zu seinem Mund führte und seine Lippen auf meine Haut presste.

Ich lächelte und ging zum Schrank, um ein Glas zu holen, und füllte es am Wasserhahn auf. Die letzten Tropfen fielen im Tempo einer immer langsamer tickenden Uhr auf die rostfreie Edelstahlspüle. Mit abgespreiztem kleinen Finger trank ich. Das tat ich in winzigen Schlucken, weil Leute wie die Davenports ihre Getränke nie und nimmer einfach so herunterstürzten. Nachdem ich das Glas ausgespült und an meinem Kleid abgetrocknet hatte, stellte ich es zurück in den Schrank. Dann ging ich durchs Wohnzimmer zurück und hinaus auf die Terrasse, wo die Hitze noch zugenommen zu haben schien.

Ich stolzierte herum wie ein Model auf dem Laufsteg, schwang beim Gehen die Hüften, setzte mit vorgerecktem Kinn einen Fuß vor den anderen. Ich löste den Schal, zog ihn von meinem Hals, genoss das Gefühl, wie er dabei fast liebkosend meine Haut streifte. Ich legte ihn genauso auf die Liege, wie ich ihn vorgefunden hatte, sah, wie eine kleine Brise den Stoff anhub und ihn ein wenig tanzen ließ. Ich ging zur Treppe des Swimmingpools und schaute wieder ins Wasser. Die Schwärze hatte etwas von einem

toten TV-Bildschirm, und ich starrte eine Weile auf das Spiegelbild meines Gesichts. Stellte mir vor, ich triebe unter der Oberfläche dahin, den Blick zum Himmel gerichtet. Ich zog den Reißverschluss am Kleid meiner Mutter auf, ließ es zu Boden fallen, genoss die Brise auf meiner schweißfeuchten Haut.

In diesem Moment spürte ich, dass ich beobachtet wurde.

Ich fuhr herum, aber die Terrasse war leer, und das Haus lag still da.

Ich wartete. Mein Blick wanderte über die Fassade, suchte jedes einzelne Fenster ab. Nein, das hatte ich mir nur eingebildet.

Niemand zu Hause.

Eingedenk der versichernden Worte meines Vaters wandte ich mich wieder dem Pool zu. Stieg die erste Stufe hinab ins Wasser. Es war geheizt, aber nicht so sehr, dass mir keine Gänsehaut über den Körper kroch. Ich rieb mir die Arme und wartete, bis sich das Wasser unter mir beruhigt hatte. Als die Oberfläche wieder spiegelglatt vor mir lag, machte ich einen weiteren Schritt ins Becken hinein. Das wiederholte ich bei jeder weiteren Stufe und genoss das wachsende Gefühl der Ruhe, die mich dabei erfasste.

Ich stieß mich an der Wand ab, hielt den Kopf bewusst über Wasser und schwamm, so, wie sie es tat, mit hochgerecktem langen Schwanenhals. Meine Züge waren raumgreifend, doch gemächlich, und während ich meine Bahn durchs Wasser zog, konzentrierte ich mich ganz darauf, wie das kühle Nass meine Haut beruhigte. Am Ende des Beckens wendete ich, tauchte hinab in die Tiefe und schloss die Augen, als die totale Stille mich umfing. Ich hielt den Atem an und wartete auf das wohlvertraute Brennen in meinen Lungen. Wie immer erlaubte ich mir auch jetzt den Gedanken, einfach den Mund zu öffnen.

Ein Atemzug. Schnell und sanft. Und dann ...

Als der drängende Schmerz zu mächtig wurde, stieß ich mich vom Beckenboden ab und schraubte mich nach oben. Mein Kopf durchbrach die Wasseroberfläche, ich holte tief Luft, sog gierig den Sauerstoff in meine Lungen.

Als ich die Stimme hörte, schrie ich erschrocken auf.

»Was zum Teufel hast du hier zu suchen?«

VIER

Tamsyn – Juli 1986

»*Was zum Teufel hast du hier zu suchen?*«

Mein Magen machte einen Satz.

Die Person stand mit dem Rücken zur Sonne, eine dunkle undeutliche Silhouette am Rand des Pools.

Mein Herz wummerte, als ich durch das Wasser auf die Stufen zuwatete.

»Ich ... Es tut ... Entschuldigung ...« Die Worte wollten nicht so wie ich, und meine Stimme versagte gänzlich, als ich aus dem Swimmingpool kletterte. Mit den Händen versuchte ich meine Unterwäsche zu bedecken. Warum hatte ich zu Hause keinen Badeanzug druntergezogen? Warum musste ich in BH und Unterhose schwimmen gehen? Einer Unterhose, die alt und schlabbrig war und deren Stoff durchsichtig wurde, sobald er mit Wasser in Berührung kam. »Ich bin ... ich ...«

Panik verkleisterte meine Gedanken. Die Stimme war weiblich. Wer war sie? Heute war Donnerstag. Die Davenports kamen nie an einem Donnerstag hierher. Und wenn sie es doch war? Mrs Davenport? Ich konnte es nicht mit Gewissheit sagen, weil die Sonne mich blendete.

»Beantworte meine Frage.«

Ich bückte mich, klaubte mein Kleid vom Boden auf und hielt es mir unters Kinn, um meinen Körper zu bedecken.

»Ich bin sofort weg«, flüsterte ich. »Sorry. Tut mir leid.«

Sie antwortete nicht. Ein sanftes rhythmisches Klappern wurde auf der Terrasse laut. Die Hintertür war nur angelehnt, und der Wind ließ sie immer wieder sanft gegen den Rahmen schlagen. Alles in mir schrie: *Lauf!* Ich